

Bas Böttcher, Wolf Hogeckamp (Hrsg.)

DIE POETRY-SLAM-FIBEL

20 JAHRE WERKSTATT DER SPRACHE

DIE POETRY SLAM FIBEL

BAS BÖTTCHER, WOLF HOGEKAMP (HRSG.)

SATYR
VERLAG

1. Auflage Oktober 2014

© Satyr Verlag Volker Surmann, Berlin 2014
www.satyr-verlag.de

Cover: Sarah Bosetti
Lektorat: Bas Böttcher, Volker Surmann, Jan Freunsch (Korrektorat)
Audio-Redaktion: Bas Böttcher
Audio-Aufnahmen: siehe Datei-Metadaten

Druck: CPI Books, Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet abrufbar über: <http://dnb.d-nb.de>

Die Marke »Satyr Verlag« ist eingetragen auf den Verlagsgründer Peter Maassen.

ISBN: 978-3-944035-38-3

STEPHAN POROMBKA

VORWORT: DIE ›SCHOOL OF HARD KNOCKS‹ DER DEUTSCHEN LITERATUR

Wer je auf einem Poetry Slam war, der weiß: Am spannendsten ist dieser Moment, wenn der Master of Ceremony den nächsten Sprecher oder die nächste Sprecherin mit der nächsten Nummer angesagt hat.

Der Applaus zieht an, wird laut, er hält sich ein bisschen, ebbt wieder ab, jemand pfeift noch oder johlt, von hinten an der Bar hört man ein paar Leute sprechen, es gibt kleine Ermahnungen, Zischlaute, dann wird es fast ganz still. Und jetzt: Es ist dieser Moment, wenn niemand genau weiß, was passiert.

In solchen Momenten können bis dahin großartige Abende in den Abgrund kippen. Da tritt mitten in der wirklich guten Stimmung, die den ganzen Saal auf einem angenehmen High hält, plötzlich jemand auf, ein Hemdchen nur, ein Stimmchen, und präsentiert ein Textchen, abgelesen, hingestottert, kaum zu hören, irgendwas mit Straßenbahn und letzter Haltestelle, und alle denken: Das kann nicht sein, wo bin ich hier gelandet?!

Und dann gibt es diese Momente, in denen das Publikum schon die Hoffnung aufgegeben hat. Der MC kommt wieder raus, kündigt den Nächsten an, schwacher Applaus, widerwilliges Murmeln, eine kleine Person tritt auf, nimmt das Mikrofon und räuspert sich. Und dann, Bäm!, geht es plötzlich ab, als würde der Stimmblick mit Sprachwitz, dem dröhnenden Herzbeat und dem Donner einer großen Story in den Saal krachen und alle so elektrisieren, dass jeder denkt: Wow, das isses, dafür bin ich hier!

In welche Richtung es beim Slam geht, ist kaum vorauszusagen. Es gibt schwindelerregende Achterbahnshows. Es gibt Fahrstuhl-abende, an denen man dauernd hoch- und runterfährt, ohne zu

wissen, durch welche Niveauplateaus der Saal das nächste Mal gejagt wird. Was man aber immer sicher weiß: dass man nicht mit Sicherheit weiß, wie es werden wird.

Dass man nicht weiß, wie es werden wird, ist alles andere als eine Banalität. Denn in der Ungewissheit steckt das eigentliche Erfolgsgeheimnis der Literatur, die auf Bühnen performt wird. Poetry Slams sind Abende aus der Wundertüte. Nicht zu wissen, wie es wird – das auszuhalten und mitzumachen und mitzufiebern und auch selbst dafür mitverantwortlich zu sein, dass es ein guter Abend wird, das macht für das Publikum den Reiz aus.

In der Ungewissheit steckt aber noch mehr. Sie ist zugleich der geheime Mechanismus, der die Kreativität und Produktivität der Wort-Artisten aktiviert. Weil ungewiss ist, was aus einzelnen Auftritten und aus ganzen Abenden wird, nehmen alle Beteiligten billigend in Kauf, dass die Texte auch mal scheitern können. Das entspannt allgemein. Es eröffnet einen Spielraum, den die Buch-Literatur nicht kennt. Denn Bücher zu drucken heißt: Gedruckt ist gedruckt. Gebunden ist gebunden. Und ausgeliefert ist ausgeliefert. Verändert werden kann, was erst einmal in Büchern steht, nur noch mit sehr hohem Aufwand. Alles muss jetzt bleiben, wie es ist.

Ganz anders beim Slam. Hier ist alles im Fluss. Die Texte sind in ständiger Entwicklung. Sie existieren eigentlich nur dann, wenn sie aufgeführt werden. Dabei gilt: Gerade weil sie nicht auf das Glatte und Gelungene festgelegt sind, dürfen Slammer etwas ausprobieren.

Folgerichtig trifft man auf Poetry Slams nicht die perfekten Profis. Hier findet man alle Spielformen des strategischen Umgangs mit dem Unfertigen, dem Halbgaren, dem Scheiternden, dem Belanglosen. Textformate und Performances machen das Nicht-Perfekte ebenso häufig zum Thema wie die Texte selbst. Der Poetry Slam hat damit wie keine andere Bewegung in der Literatur den Dilettantismus als ästhetische Strategie integriert. Aber nicht als Naivität gegenüber den eigenen Möglichkeiten, sondern als Avantgardismus.

Der Dilettantismus hat sich seit dem grandiosen Auftritt der (sich mit Absicht falsch schreibenden) »genialen Dilletanten« zu Beginn der Achtzigerjahre des letzten Jahrhunderts als einer der wichtigsten Treibsätze für künstlerische Innovationen erwiesen. Denn gerade weil die Avantgardisten des »genialen Dilettantismus« nicht bereit sind, sich den spießigen Vorgaben für eine angeblich gute Kunst und Literatur zu unterwerfen, sind sie aufs Experimentieren abonniert. Getestet werden neue Texte, neue Stile, neue Moves. Vorgeführt wird etwas anderes. Etwas Schräges, Überraschendes, Verrücktes, ein Übersprung raus aus den Konventionen.

Ein Spielraum für Experimente öffnet sich beim Poetry Slam aber auch, weil die Slam-Texte so ausgesprochen kurz sind. In der Regel geht es um drei bis fünf Minuten. Manche Auftritte bleiben sogar darunter. Gelegentlich dauern sie sechs Minuten oder sieben, aber länger wird's bestimmt nicht. Denn Slam-Stücke sind immer nur Songs und keine Symphonien. Es sind Tracks und keine Alben. Slam-Abende sind flotte Revuen und keine Konzerte.

Das fördert die Geschwindigkeit, mit der im Slam produziert wird. Und die erhöhte Geschwindigkeit wiederum fördert die Geschwindigkeit, mit der sich die Texte weiterentwickeln. Weil die Wege zwischen Notizbuch und Bühne so kurz sind und weil die Zeit zwischen den Auftritten wie im Flug vergeht, lernen die Artisten und Artistinnen schnell. Oder sie geben auf. Slammer oder Spoken-Word-Performer sein, heißt: dauernd zu trainieren. Alles geht Schlag auf Schlag.

Das verstärkt den Wirbel, der in den letzten zwanzig Jahren rund um die Wort-Artisten-Szene entstanden ist. Immer schneller sind von ihm die jungen Talente eingesogen und auf die Bühne geworfen worden. Einige von ihnen standen mit fünfzehn das erste Mal am Mikrofon. Viele hat der Slam wie ein starker Durchlauferhitzer auf beeindruckende Temperaturen gebracht. Große Slammer sind ins Comedy-Fach gewechselt. Andere sind Werbetexter geworden. Man hört von Professoren, die einst Slammer waren und jetzt Vorlesungen halten. Es gibt auch Slammer, die sind Songwriter geworden. Oder Lyriker. Oder Romanautoren.

Alles schaut wie gebannt auf die Schreibschulen an den Universitäten, an denen Autoren ausgebildet werden, die als Bachelor oder Master den Literaturbetrieb prägen sollen. Aber hat jemand schon einmal ganz konkret ausgezählt, was der Poetry Slam für die Literatur und ihren Betrieb gebracht hat? Ist man sich eigentlich klar darüber, dass so unglaublich viele Autoren überhaupt erst durch den Slam zum Schreiben gekommen und auf der Bühne ausgebildet worden sind und dort oben ihre inneren und äußeren Stimmen weiterentwickelt haben, immer hin und her zwischen hop oder top, Sieg oder Niederlage?

Der Poetry Slam ist nie eine gemütliche Schreibschule gewesen. Slammer konnten nie ihre Schreibblockaden mit bemühten Selbstreflexionen intellektualisieren. Der Slam kennt keine Dozenten, die vorführen, wie man für den Elfenbeinturm oder den Bahnhofsbuchhandel produziert. Slammer kennen keine wöchentlichen Schreibwerkstätten, in denen sie Creditpoints für ihren Abschluss verdienen. Der Slam ist, was die Amerikaner »the school of hard knocks« nennen. Die Schule der harten Schläge. Das Klassentreffen auf dem Bordstein.

Während sich in den letzten zwei Jahrzehnten in den feinen Etablissements der Literatur alles bis zur Langeweile wiederholt hat, wurde das literarische Schreiben und Sprechen aus dieser Schule der harten Schläge mit völlig neuen Impulsen versorgt. Dass die Literatur heute wieder Frische hat und fasziniert; dass sie als großartiger Event wiederentdeckt worden ist; dass die Säle gefüllt sind, wenn Autoren kommen und lesen und sprechen und mit dem Publikum spielen; dass man zu Lesungen geht, weil man etwas Starkes erleben will – das alles geht auf den Poetry Slam zurück.

Ist das zu dick aufgetragen? Nein! Die Feuilletonchefs, die Kulturredakteure, die Literaturkritiker und die Literaturgeschichtsschreiber mögen die Nase rümpfen. Sie mögen sich darüber mokieren, dass nun ausgerechnet das, was in ihrer Filterblase doch gar nicht als echte Literatur zählt, so viel stärker und einflussreicher als das sein soll, was sie als Qualitätsliteratur einstufen und zur Rezension durchlassen.

Dabei ist das noch gar nicht alles. Slam ist noch viel mehr. Er hat nämlich die Literatur nicht nur mit neuem Leben erfüllt, als sie in ihrer eigenen Langeweile zu ersticken drohte. Der Poetry Slam hat die Literatur auch an riesige Energiereservoirs der Medien- und Popkultur angeschlossen, aus denen sie langfristig schöpfen kann.

Es ist kein Zufall, dass die Performance-Literatur ihren ersten großen Hype erlebt hat, als sich die PCs verbreitet und zum Internet zusammengeschlossen haben. Auf die Krise des gedruckten Wortes hatte der Poetry Slam eine produktive Antwort parat. Mitten in der Krise hat er zwei Sachen ins Spiel geholt, die in der Printkultur nie richtig mitspielen durften: den Körper und die Stimme. Live und unmittelbar. Und zwar so intensiv, dass das Gedruckte mindestens für ein paar Momente völlig vergessen werden konnte.

Damit hat der Poetry Slam vollzogen, was in der Medientheorie schon lange vorher als »sekundäre Oralität« bezeichnet wurde. Die Hochkonjunktur der Mündlichkeit unter den Bedingungen einer neuen Medienkultur. Die elektrifizierte Wiederbelebung des gesprochenen Wortes. Die digitale Transformation der Lautlichkeit. Damit steht der Poetry Slam in der Tradition der Klangliteratur, die in der deutschen Literaturgeschichte bis in die magischen Sphären der Merseburger Zaubersprüche zurückreicht. Er steht zugleich in der Tradition der avantgardistischen Literaturen, deren Autoren mit dem Radio, den Plattenspielern, den Tonbändern, dem Fernsehen, dem Video und den Computern versucht haben, die Festlegungen der Schrift aufzusprennen und ihr neue Dimensionen zu öffnen.

Diese neuen Dimensionen liegen für den Slam nicht nur im Wechsel von der Buchseite zum Bühnenraum. Sie liegen viel grundsätzlicher im Wechsel vom Sinn zum Sound. Texte und Performances können sich nämlich treiben lassen von Rhythmen und Melodien. Sie können umgekehrt die Rhythmen und die Melodien in ihre Richtungen zwingen. Der Poetry Slam nimmt damit für die Literatur auf, was die Popmusik vorgemacht hat.

Man sollte es nicht vergessen: Allen Vorbehalten gegen die Kulturindustrie zum Trotz sind die atemberaubendsten Fortschritte in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts für die Lyrik nicht in den Elfenbeintürmen gemacht worden, sondern in der Popmusik. In Form der Lyrics. Hier sind in rasender Geschwindigkeit unerhörte poetische Kombinationen ausprobiert worden. Und das mit größter Reichweite und intensivsten Wirkungen. Millionen, zuweilen Milliarden von Menschen hören Zeilen derselben Songs und singen sie mit. Popmusik webt dabei die literarischen Texturen in Lebensstile ein. Die werden von den Hörern für individuelle biografische Kontexte adaptiert. Sie werden variiert, weiterentwickelt und wieder in den Pool eingespeist, aus dem sich die Nächsten bedienen.

Ist es denn dann jetzt zu dick aufgetragen, wenn man behauptet, dass der Poetry Slam vom selben produktiven Prinzip wie die Popmusik lebt? Von der Arbeit an den Lyrics, die nicht bestehenden Sinn wiederholen, sondern ihn überhaupt erst machen, herstellen, ausprobieren?

Nein. Dass es nicht zu dick aufgetragen ist, lässt sich an all den Texten ablesen und den dazugehörigen Audio-Files hören, die hier versammelt sind. Es ist die Schwergewichtsschau der Slam-Bewegung. Es ist ein Absolvententreffen der school of the hard knocks der deutschen Literatur.

Sie führen hier nicht nur ihre besten Stücke auf. Sie zeigen auch, in welcher Bandbreite sich der Slam als Ganzes entwickelt hat, welche Stile sich auf der Ebene der Texte, der Sounds und der Performances herausgebildet haben und welches Themenspektrum dabei in den Texten abgedeckt wird.

Für die Literatur ist mit all dem etwas ganz Großartiges passiert. Der Slam hat das Genre Sprechtext für die Literatur up to date gebracht. Der Slam hat für den Sprechtext zugleich neue Maßstäbe gesetzt. Und er hat dabei Werkstücke von einer ganz eigenen, großartigen literarischen Qualität hervorgebracht.

So groß- und eigenartig ist die, dass sie sich längst nicht mehr mit den Qualitätsmaßstäben messen lassen muss, die in den Schub-

laden der alten Schreibtische der Feuilletonisten und den Aktenschränken der Literaturwissenschaftler liegen. Über hop oder top, Sieg oder Niederlage entscheidet jetzt nämlich das Publikum im Saal, wenn der nächste Wort-Artist angesagt wird.

Der Applaus zieht an, wird laut, er hält sich ein bisschen, ebbt wieder ab, jemand pfeift noch oder jöhlt, von hinten an der Bar hört man ein paar Leute sprechen, es gibt kleine Ermahnungen, Zischlaute, dann wird es fast ganz still. Und jetzt: Es ist dieser Moment, wenn niemand genau weiß, was passiert.



Das Vorwort anhören:
www.slamfibel.de/vorwort.mp3

NORA GOMRINGER

SAG DOCH MAL WAS ZUR NACHT

Sag doch mal was zur Nacht, dieser Nacht mit den Sternen und Steinen am Boden unter der Decke auf dem Hügel, auf den der Mond sich gelegt hat, mit dem Gesicht in den Händen, du sagst ja gar nichts zu der schönen Nacht, dieser Nacht, mit Näglein besteckt, mit Rosen bedacht, du sagst eh viel zu selten irgendwas, könntest doch jetzt mal was sagen, sagen, zur Nacht was sagen, zu dieser Nacht vor allen anderen, vor allem anderen, könntest doch mal, könntest, könntest mal was sagen zu den Sternen, den Steinen, den Mondstrahlen auf dem Hügel, zum Meer, zum Sturm, **DAS IST DOCH NUR WIND**, na, siehst du, kannst doch was sagen, was sagen zum Sturm, der kein Sturm, **SONDERN NUR WIND** ist, zum Sturm**WIND**, der mich ganz zerzaust, sagst gar nichts zu mir und meinem zerzaust sein, sagst gar nichts, so zerzaust bin ich vor dir, so zausig, sagst immer nie was zum Zerzaust-Sein, zum vom Sturm zerzaust sein, **VOM WIND**, ja, hast ja recht, **VOM WIND**, zerzaust sein, so stürmisch, **VOM WIND**, zerzaust sein, sagst auch gar nichts Rechtes über die Nacht und die Sterne über den Köpfen und zu den Füßen auf den Steinen, **SCHÖN**, siehst du, findest du auch, siehst du, findest du auch, das wusste ich, dass ich findest du auch würde sagen können, weil's ja **SCHÖN** ist, wusst' ich gleich, dass du das finden würdest, so **SCHÖN**, diese Nacht, die du **SCHÖN** nennst, du bist ein Dichter, ein Dichter bist du, ein Dichter, findest du nicht, einen Dichter finde ich dich, einen herrlichen **DICHTER**, ja, einen

DICHTER, sag doch was zur Nacht, was zum Sturm, zum
Zerzaust-Sein im Sturm, zum SCHÖN-Sein im WIND,
diesem Sturm, dieser Nacht im Sturm auf dem Hügel, auf
dem das Mondlicht, na, du weißt schon, du weißt schon,
ICH WEISS SCHON, siehst du, ich wusste, dass du es
wusstest, und ich wusste, dass du es weißt, denn wir sind
uns ja einig auf diesem Hügel in der Nacht, der Nacht auf
dem Hügel, die so SCHÖN ist.

Diesen Text anhören:
www.slamfibel.de/titel2.mp3



PHILIPP SCHARRI
VON DEM VERB, DAS EIN NOMEN SEIN WOLLTE

Ein Verb war in der Pubertät,
In der's wohl keinem super geht,
Und kam mit keinem Zentimeter
Seiner Verb-Identität klar:

»Ach, was all die Verben treiben –
Kaum sind sie im Imperfekt,
Lassen sie sich nieder ... schreiben.
Wo ist da der Sinn versteckt?

Nehmt mir das Geplärr nicht krumm,
Doch komm ich ins Präteritum,
Dann werd ich schwach und lauf danach
Im Perfekt nur mit Hilfsverb rum!

Verbsein ist zwar schön im Präsens,
Doch die Stunden geh'n im Nu fort,
Und im Grunde meines Wesens
Bin ich überhaupt kein Tu-Wort.

Nein, aus tiefstem Silbenkern
Wünschte ich mir still, ich wär'n
Nomen, hätt' unendlich Zeit
Und statt Person Persönlichkeit ...«

Also ließ es, was nicht klug war,
Heimlich bei 'nem alten Drucker
Mit verbeulten Kupferblechen
Sich 'nen Großbuchstaben stechen ...

Als es eines schönen Syntax
Fröhlich futternd an der Eltern
Tafel saß, rief Mutter: »Kind, sag's
Ehrlich, was ist los, was fällt an?«

»Nichts«, so sprach's und fing kokett an,
Seine Lettern zu entblättern,
»Nur, dass mir vorm Verbsein graute
Und ich mich als Nomen oute!«

Was die Mutter schlecht verdaute
Und ihr echt den Tag versaute:
»Großer Goethe, das ist herb!
Kind, so sei ein starkes Verb«,

So rief sie aus und schaute groß,
»Was denken sonst die Laute bloß?!« –
»Ey, Mama, checkst du's mal? Es geht
Um *meine* Textualität!«

Der Vater – Personalpronomen
Dort am Hof des Paragrafen –
Machte, da er dies vernommen,
Einen Satz, und zwar 'n scharfen:

»Jetzt ist aber Sense, Süße!
Setzt du deine Gänsefüße
Unter meinen Tisch, sei artig –
Halte dich an die Grammatik!«

»Nein! Und würd's dir noch so passen,
Ich werd mich nie beugen ... lassen!«
»Du gehörst in eine Zelle –
Ab in die Excel-Tabelle!«,

Schrie der Vater, wahnsinnstriefend:
»Wirst schon seh'n, du findest dich
Bald wieder bei den transitiven
Transen – auf dem Bindestrich!«

Er trieb das Verb zum Tor des Satzbaus
Auf den Allgemeinplatz raus:
»Obwohl ich ja so manches bill'ge –
Du fliegst aus der Sprachfamilie!«

Wie's da stand im Wortgewand,
Wie ein Schimpfwort fort verbannt,
Verlor's zum Leben jede Lust:
»Ich stürz mich in den Redefluss!«

Sofort verschwand's und seufzte soft,
Doch eh's versank samt Stamm und Endung,
Nahm das Leben wie so oft
Ganz unverhofft 'ne Redewendung ...

Weil ein Anglizismus sich dort,
Angelnd nach so manchem Stichwort,
Auf des Landes Zunge fläzte –
Der verstand es und versetzte:

»Ich war selbst ein Nomen mal.
Du denkst, das sei phänomenal?
Bei Kasus, Genus, Numerus
Ist längst nicht mit dem Kummer Schluss!

Doch weiß ich einen Ort, allein
Dort kannst du jede Wortart sein.
Da, wo man jeden Zwang vergisst
Und dich nach Klang und Versmaß misst:

In den Tropen, wo Honig und Met rumfließen,
Wo Stilblüten zwischen den Kiefern sprießen,
Retourkutschen über die Wortfelder fahren
Und Reime sich zärtlich umarmen und paaren ...

Wo Textquellen schwellen zu murmelnden Bächen,
Novellen sich schillernd an Zungen brechen,
Auf denen Pointen schwimmen und schnattern,
Darüber geflügelte Worte flattern ...

Wo nackte Fakten zum Sprechakt posieren,
Wo Lautmaler auf ihre Einwände schmieren,
Wo Ratschläge Rad schlagen, Sprechpausen schweigen,
Und Kraftausdrücke Majuskeln zeigen ...

Wo Heldenepen zum Wortgefecht rüsten,
Parolen mit ihren Zitaten sich brüsten,
Wo Chor um Chor sein Revolverblatt zückt
Und beim Donner des Kanons zur Sprachgrenze rückt ...

Wo der Thesaurus den Wortschatz bewacht,
Der Umbruch manch reiß'rischen Absatz macht
Und zur Strophe die Tonleiter stürmt, *Do-Re-Mi* –
Und dieses Land heißt Poesie ...

Das Verb kam schleunigst zur Besinnung.
Seine Adverbialbestimmung
War ihm jetzt natürlich klar:
Praktikum beim Lyriker!

Der machte ohne Kommentar
Seinen Traum vom Nomen wahr
Und widmet ihm nun dies Gedicht.
Und die Moral von der Geschicht':

Beachte wohl beim Sprachenspiele:
Auch die Worte haben Gefühle ...



www.slamfibel.de/titel7.mp3

NORA GOMRINGER
<FLÜSTERN>

Diesen Text gibt es gar nicht
Dieser Text gibt keinen Laut
Dieser Text mußt sich nicht
Begehrt nicht auf und murrst kaum
Er kommt in Stille, in der er wohnt
Geht von der Bühne, als wäre er nie da gewesen
Sein Autor ist tot, seine Aussage überhörbar
Dieser Text hat ein Problem
Er ist tonlos, ist behaucht und viel zu leise
Die Alten können ihn nicht hören, die Jungen sind ungeduldig
Der Text ist nicht gereimt, er muss vergraben werden
Halt du den Spaten, und ich wickel ihn ein
Wir senken ihn tief, bis er auf Grundwasser stößt
Das Wasser flüstert ihn weiter, verrät ihn ans Meer
Oder in Suppe an deinen Bauch
Er ist wahrscheinlich leicht verdaulich
Liegt nicht lang im Magen
Dreht sich problemlos in den Abfluss
Hör gar nicht hin
Denn es gibt keinen Text ohne Lärm
Allein das Tippen auf Tasten
Das millionenfache Anschlagen der Buchstaben
Auf Millionen von Tastaturen ist ein so großer Lärm
Eine Babel, ein Turmbau aus Text und Lehm
Gut, dass es diesen Text nicht gibt und
Diese Sorgen nicht jetzt aus der Büchse kommen
Denn wir bekommen ja Gäste

Und müssen heute noch plaudern und zuhören
Wie sie über ihre Kinder und Rentenversicherung
Auskunft geben
Das Leben ohne Text wird herrlich
Weil wir dann wieder laut sein und Lärm machen dürfen
Aber was sag ich
Sag ich etwas
Hier wurde nie etwas gesagt, was nicht auch nicht-gehört
Hätte bleiben können
Ich gebe zu, es gab da den Gedanken an einen Text
Aber diesen Text gibt es gar nicht

LESEBÜHNE & POETRY SLAM IM SATYR VERLAG

NEU IM HERBST 2014:

Lars Ruppel: *Holger, die Waldfee. 10 Gedichte über Redensarten.*

Micha-el Goehre: *Wenn das Leben kein Ponyhof ist, wieso liegt dann Stroh in der Ecke?* Geschichten.

BEREITS ERSCHIENEN (AUSWAHL):

Alex Burkhard: *... und was kann man damit später mal machen?* 26 Geschichten von A bis Z für Geisteswissenschaftler und alle anderen, die auch nichts Anständiges gelernt haben.

Björn Högsdal, Johanna Wack (Hrsg.): *Last Exit Baybklappe. Ein Lesespaß für die halbe Familie.* Anthologie.

Christian Bartel: *Grundkurs Weltherrschaft.* Geschichten.

Daniela Böhle, Paul Bokowski (Hrsg.): *Die letzten werden die Ärzte sein.* 35 Geschichten, krank geschrieben. Anthologie.

Marvin Ruppert: *Ich mag Regen. Traurige Liebesgeschichten aus meinem Leben.*

Micha Ebeling: *Lunge, komm bald wieder. Ein Lightfaden für Raucher, Ex-Raucher, Gelegenheitsraucher und notorische Rückfallkandidaten*

Micha-el Goehre: *Jungsmusik und Höllenglöcken.* Romane.

Sarah Bosetti: *Wenn ich eine Frau wäre.* Geschichten.

Volker Surmann: *Lieber Bauernsohn als Lehrerkind.* Geschichten.